N12<506945836 021

UB Tübingen

Regierungsgebäude in Kalkutta.

Ein Blick auf Indien.

Von Th. K.

(Fortsetzung.)

c. Die Unterthanen.

Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß Engländer und Hindus trotz langer Bekanntschaft einander so fremd bleiben wie Oel und Wasser. Wer in Indien auch nur ein wenig sich umgesehen hat, der weiß, daß eine tiefe Kluft die Herrscher und die Beherrschten von einander trennt, eine Kluft, die seit dem Aufstand (1857) noch tiefer geworden und immer schwerer zu überbrücken ist. Jede größere Stadt legt davon Zeugniß ab schon dadurch, daß die europäischen Wohnungen in einem besonderen Quartier liegen, das von den Wohnstätten der Eingebornen ganz abgesondert ist. Bezeichnend ist es ferner, daß man in Bahnzügen fast niemals Europäer und Eingeborne in demselben Wagen beisammen findet. In Südindien, besonders Madras, scheint die Verschmelzung der beiden Nationen noch viel weiter zurück zu sein, als in Bombay und Kalkutta. Es ist sogar die Wahrnehmung gemacht worden, daß, je länger ein Distrikt unter englischer Verwaltung steht, desto mehr derselbe die Engländer hinwegwünscht, wohl darum, weil der traurige Zustand, in welchem die Eroberer das Land fanden, je länger je mehr von den Eingebornen vergessen wird und daher die Dankbarkeit für englische Wohlthaten nicht zu-, sondern abnimmt. In den Theilen der Madras-Präsidentschaft, die am längsten englisch sind, vermag die Bevölkerung, die von den Leiden ihrer Vorfahren kaum mehr eine Ahnung hat, an den Engländern nichts Gutes zu entdecken. Die Mehrzahl des gedankenlosen Volkes wünschte lieber von einheimischen, selbst schlechten Fürsten regiert zu sein, als von den unnachgibigen, unbestechlichen, aber auch ungemüthlichen Engländern.*)

*) Im „Deccan Star", einem von Hindus redigirten Sonntagsblatt, hieß es neulich: „Wir wünschen nicht, daß die Weißen mit uns umgehn, mit uns beten, mit uns essen. Die Weißen besitzen keine der Eigenschaften, die

Regierungsgebäude in Kalkutta.

Bei der Erklärung dieser Thatsachen reden wir nicht davon, welchen Anlaß zu Beschwerden die Engländer ihren Unterthanen etwa durch Regierungsmaßregeln geben, sondern davon, was beide Theile in ihrem persönlichen Verkehr für einander Abstoßendes und Beleidigendes haben. Die Engländer mögen, da sie die Herrscher sind, häufig ihrer bevorzugten Stellung nur allzusehr sich bewußt sein und ihre Ueberlegenheit in nicht immer taktvoller Weise den Eingebornen zu fühlen geben. Ein gebieterischer Ton der Stimme mag oft nöthig sein, um die Autorität aufrecht zu erhalten; aber es ist gewiß, daß die Herrscher sich zuweilen gar zu herrisch benehmen. Freilich sind sie sich ihrer höheren Stellung von Natur bewußt; aber müssen sie ihre Untergebenen dieselbe so deutlich empfinden lassen? Ein fortgeschrittener, in seinem Charakter unabhängiger Eingeborner behauptete einmal, die Engländer schienen ihm mit einer Miene über die Erde hinzuschreiten, als habe der allmächtige Gott selbst die Absicht, den ganzen Weltkreis englisch zu machen. Er mag wohl mit einigen jungen Civilbeamten zusammengetroffen sein, die kürzlich aus Europa gekommen waren. In neuerer Zeit ist es in diesem Punkte besser geworden.

zur Freundschaft oder vertraulichem Verkehr unentbehrlich sind." Eine gegenseitige Annäherung sei deßwegen durchaus nicht zu wünschen: „Ein Jahrhundert lang haben die Eingebornen Zeit gehabt, den Charakter des Weißen kennen zu lernen, und sie fangen jetzt an, ihn zu durchschauen, so daß er sie nicht länger hinter's Licht führen kann. . . . Warum soll man z. B. einen Richter oder Kollektor ehren? Als einfacher Sklave ihrer kaiserlichen Majestät ist er nichts als eine höhere Art von Taglöhner. Ihre kaiserliche Majestät verdient von uns, ihren treuen Unterthanen, geachtet zu werden; aber der Kollektor oder Gouverneur verdient das nicht. Hier in Indien freilich ist er ein Gouverneur, aber in England ist er zuweilen nichts weiter als ein Schreiner oder ein Schmied. Ein Schreiner in Indien hat keinen Anspruch auf unsere Verehrung, warum sollte ein anderer es? Bloß deßwegen, weil er aus England kommt!! Nein, gewiß nicht. Verehrung gebührt einer Person wegen ihrer guten Eigenschaften, nicht weil das Schicksal sie über uns zu herrschen gesetzt hat. Hindus hassen all' diesen Pomp ꝛc." Ja, selbst ein christliches Blatt, der „Indian Christian Herald", stimmt ein wenig in diesen Ton ein: „Engländer — heißt's da — müssen sich nicht geberden, als wären sie der absolut richtige Maßstab für alles, was auf Erden gut, ehrbar und gebildet ist. Dies ist eine Untugend, die von den übrigen europäischen Völkern wieder und wieder gegeißelt worden ist. Wo solch eine maßlose Einbildung und Selbstüberschätzung sich findet, kann unmöglich auch nur die geringste Aussicht auf Verkehr mit den Eingebornen übrig bleiben."

Mancher Anstoß ist darauf zurückzuführen, daß die Engländer sich zu wenig die Mühe genommen haben, sich in die Eigenthümlichkeiten des indischen Geisteslebens liebend zu versenken. Sanskrit ist die einzige Quelle für Leben, Gesundheit und Kraft der jetzt gesprochenen indischen Sprachen und sozusagen die Brunnenstube für alle indischen Religionsansichten, Sitten und Gebräuche. Die letzteren muß man doch kennen, um ein Volk, seine Bedürfnisse, seine Fehler und Irrthümer zu verstehen. Ohne solche Kenntniß hat man keine Ehrfurcht vor dem vorhandenen Guten und Wahren, und man hat auch keine Handhabe zur Ausrottung des Schlechten und Falschen. Das Sanskritstudium wird aber von England vernachlässigt: Deutschland, Frankreich und selbst Rußland thun es dem Lande zuvor, das doch der natürliche Träger und Pfleger dieser Wissenschaft sein sollte. Je mehr man aber die Gedankenwelt, die Gefühle, die religiöse und intellectuelle Entwickelung, die Einseitigkeiten und selbst die Fehler Indiens kennen gelernt hat, desto weniger wird man versucht sein, es nach dem durchschnittlichen europäischen Maßstab zu beurtheilen. Eine Nation ist nicht verachtungswürdig, die so große Schätze der Literatur besitzt, die so viele selbstständige wissenschaftliche Entdeckungen gemacht hat, wie die indische. Sehr oft mag daher englischer Stolz auf englischer Unwissenheit beruhen.

Unzählige sociale und religiöse Schranken hindern ferner einen Verkehr, wie er sich bei Europäern von selbst versteht. Zuoberst steht die natürliche gegenseitige Antipathie zweier Völker von verschiedener Hautfarbe. Dann kommt der Kastengeist, von dessen befleckendem und trennenden Einfluß ja auch die englische Gesellschaft nicht frei ist, nur mit dem tiefgreifenden Unterschied, daß in Indien die Kaste gerade in der Religion ihre Wurzeln hat, während umgekehrt bei uns christlichen Europäern gerade die Religion, die Frömmigkeit, das stärkste Gegengewicht gegen den angeborenen Kastengeist darbietet. Ein Hindu kann aus religiöser Rücksicht auf seine Kaste sich nicht entschließen, mit einem Europäer von gleich hohem Rang zu essen oder Wasser zu trinken, das von ihm und seinen Bedienten berührt worden ist. Wir hingegen betrachten Tischgemeinschaft als ein wesentliches Stück des geselligen Verkehrs und empfinden eine Verweigerung derselben als persönliche Beleidigung. Bei einem Hindu hängt Essen und Trinken mit seiner Religion, genauer mit

seinen Reinigungsgesetzen, zusammen, so daß man sich über sein Fernbleiben von unsern Gastmählern nicht mehr wundern darf, als über sein Fernbleiben von unsern Gottesdiensten. Es ist für einen Europäer, der noch nie in Indien war, schwer, sich in die uns fremden Lebensgewohnheiten und die damit zusammenhängende Denkweise der Hindus hineinzuversetzen. Nicht nur der Geschmack in Kleidung, Musik, Vergnügungen u. s. w. ist von dem unsrigen verschieden, sondern auch bis zu einem gewissen Grade die Begriffe von Recht und Unrecht. Ein Hindu hält es für Unrecht, Thiere zu tödten, um sie zu essen, noch viel weniger zerstört er ein Leben zu seinem Vergnügen. Ein Asiate, sei es ein Hindu oder ein Muselmann, hält es für höchst unanständig, wenn eine Frau mit Männern, die nicht zu ihrer Verwandtschaft gehören, ungezwungen verkehrt oder gar mit ihnen tanzt. Fast in jeder Sitte des täglichen Lebens zeigt sich die Verschiedenheit. Ein Hindu entblößt z. B. seine Füße da, wo ein Europäer sein Haupt entblößt, und behält seinen Turban auf dem Kopf in Fällen, wo der Europäer den Hut zieht.

Es ist in der That für einen Europäer schwer, mit einem Hindu umzugehen, ohne ihn zu verletzen, und das ist eben das Traurige, daß diese Verschiedenheiten eine gegenseitige Entfremdung herbeiführen. Ein englischer Gelehrter kommt etwa nach Indien; es stellen sich einige Brahmanen ein, die ihn von früher her kennen, um ihm ihre Aufwartung zu machen. Eine Matte wird in einem leeren Zelte für sie ausgebreitet; sie treten ein ohne Schuhe, verbeugen sich ehrfurchtsvoll und setzen sich in einem Halbkreis. Der Engländer ergreift treuherzig die Hand eines ehrwürdigen alten Pandits (Gelehrten) und schüttelt sie; er denkt nicht daran, daß er den Hindu dadurch in nicht geringe Verlegenheit bringt, weil ihm die Berührung eines „englischen Barbaren" beschwerliche Reinigungsceremonien auferlegt. Uebrigens sind die Gäste, wie immer, in ihrem Benehmen höchst liebenswürdig; stolpert der Fremde in der gelehrten Sanskritunterhaltung je einmal, so helfen sie ihm freundlichst wieder auf. Einige Stunden sind im Nu verplaudert, der Fremde denkt auf die feinste Sanskritformel, um das Ende der Unterhaltung herbeizuführen: er weiß nicht, daß Eingeborne nicht wagen, einen Besuch abzubrechen, wenn nicht der „Sahib" gerade heraus redet und sagt: „Jetzt könnt ihr gehen." — Später bemerkte derselbe Gelehrte, daß einige bedeutende Pandits ihn stets in aller

Morgenfrühe zu besuchen pflegten. Den Grund dieser merkwürdigen Erscheinung fand er zufällig einmal heraus: sie wollten vor ihrem Morgenbade kommen, um nachher die feierlichen Abwaschungen zur Reinigung von der Befleckung, die sie sich durch Händedrücken und Reden mit einem Europäer zugezogen hatten, gleich mit jenem ohnedies nothwendigen Bade verbinden zu können.

Beiläufig gesagt, haben auch die Muhammedaner in Indien in der Regel keine Ehrfurcht vor Person, Sitten und Religion der Europäer. Sind sie weniger haßerfüllt, als gewöhnlich, so beschränken sie sich darauf, uns Kafir's zu nennen (Ungläubige, woher auch das Wort Kaffern kommt). Dies drückt jedoch noch lange nicht den Grad der Verachtung aus, den bigotte Muhammedaner in Indien gegen uns haben. Manche von ihnen speien, wenn sie das Haus eines hohen englischen Beamten verlassen, auf die Erde, und zwar nach Unterredungen, in denen die höflichsten Worte gewechselt worden waren.

In mancher Hinsicht sollten doch — nach dem Urtheile unseres englischen Gewährsmannes — die Engländer selbst rücksichtsvoller gegen indische Ueberzeugungen sein. Ein ernstdenkender Europäer, der in einem Theile Indiens lebt, wo indische Vorurtheile noch am kräftigsten herrschen, und wo das Tödten einer Kuh als verruchter Frevel betrachtet wird, sollte sich doch besinnen, ehe er Rindfleisch ißt, und an das Wort des Paulus denken: „Wenn die Speise meinen Bruder ärgert, so will ich nimmermehr Fleisch essen, damit ich nicht meinen Bruder ärgere." Ein englischer Kommissär ist in Rohtak von einem fanatischen Hindu ermordet worden: der Thäter hat bis zu dem Augenblick seiner Hinrichtung nichts mehr geredet als flüsternd das Wort, er sei vom Himmel berufen, die, welche Kühe tödten, aus der Welt zu schaffen. In Kaschmir, erzählte der Minister eines Maharadscha, sei auf das Tödten eines Ochsen lebenslängliches Gefängniß als Strafe gesetzt, und er selbst habe einen solchen Abscheu vor Rindfleisch, daß, wenn ihm die Wahl gelassen würde zwischen Rindfleisch und Tod, er den letzteren vorzöge, ohne zu zaudern! (?) Ein heiliger Brahmane soll sich entschlossen haben, mit der Gottheit so lange zu ringen, bis sie ihm die wahre Ursache der allgemeinen, damals herrschenden Theurung geoffenbart habe. Nachdem er 3 Tage und 3 Nächte gefastet und gebetet, erschien ihm ein himmlisches Wesen, trat im weißen Gewande vor ihn hin und

sagte ihm, daß alle Plagen der gegenwärtigen Zeit davon herrühren, daß Engländer und Muhammedaner durch Ochsenschlachten das Land unter einen Fluch gebracht hätten. — Man kann den Ekel, den Hindus vor Rindfleisch äußern, einigermaßen mit dem Abscheu vergleichen, den wir empfänden, wenn Chinesen gekochte Ratten mit Eßstäbchen vor unsern Augen verzehren würden! Der fromme Hindu wird aber durch den Anblick unseres Fleischgenusses viel tiefer empört, weil er von Jugend auf an den Glauben gewöhnt ist, das Fleisch der Thiere sei erfüllt von göttlicher Wesenheit.*)

Billigerweise kann man von den Europäern nicht verlangen, daß sie die für sie nothwendige Fleischnahrung aufgeben. Manche sehen es ja geradezu als ihre Aufgabe an, ihre Mißbilligung der absurden Vorurtheile des „schwachköpfigen Volkes“ recht offen an den Tag zu legen. Das Richtige wird sein, daß man gegen diejenigen Gebräuche, die wider die Natur und Menschlichkeit gehen, mit allen Mitteln einschreitet, dagegen die durch die Zeit geheiligten Gebräuche einzelner Distrikte, sofern sie mit religiösen Anschauungen eng zusammenhängen, möglichst schonend und rücksichtsvoll behandelt — eine Aufgabe, die freilich nicht immer leicht zu lösen ist.

Wie man sieht, werden auf beiden Seiten Fehler gemacht, und manches Hinderniß muß noch weggeräumt werden, bis beide Völker friedlich neben einander wohnen. Die Versöhnungsversuche von Seiten der Engländer werden freilich so lange wenig Erfolg haben, als die unübersteigliche Schranke, die das indische Familienleben abschließt, nicht durchbrochen ist, als die Hindus sich weigern, mit Europäern zu essen und zu trinken, und als die Frauen, Mütter und Töchter in Indien nicht in die Stellung gekommen sind, die ihnen im Familienkreis nach christlichen Begriffen gebührt.

Die letzten Jahre haben vielleicht den Proceß der Vereinigung um einen Schritt weiter geführt. England hat anläßlich der letzten indischen Hungersnoth bewiesen, daß es für die Wohlfahrt der ihm anvertrauten Länder treulich zu sorgen bestrebt sei. Die 10 Millionen Mark, die in wenigen Monaten zu Gunsten der Hungernden aufgebracht wurden, der hingebende Eifer, Muth und die Energie, welche

*) Im Miss.-Mag. 1875 S. 463 ist von einer christlich gefärbten Sekte in Indien berichtet, daß sie den Fleischgenuß für unberechtigt halte, nicht an und für sich, sondern weil alle Hindus daran Anstoß nehmen (mit Berufung auf das oben angeführte Wort des Paulus 1 Cor. 8, 13).

die Beamten, vom Vicekönig an bis zum letzten, bewiesen haben, um die Leiden des Volkes zu lindern — sie haben für immer den Vorwurf widerlegt, Großbritannien habe kein Herz für seine indischen Unterthanen und Mitmenschen. Viele Tausende sind nun doch genöthigt, ihre Vorurtheile, vielleicht ihre Furcht vor dem europäischen „Wolfe" fahren zu lassen und den gutgemeinten Bestrebungen der Engländer weniger spröde, als bisher, entgegen zu kommen; wie ja auch für viele durch die Hungersnoth jene unsichtbare Schranke niedergerissen worden ist, welche sie bisher vom Eintritt in die christliche Kirche zurückschreckte.

d. Ein deutsches Urtheil über das britisch-indische Reich.

Je mehr es in Deutschland Mode geworden ist, über die englische „Krämerpolitik" zu schimpfen und namentlich auch die wirklich wohlmeinende und höchst segensreiche Thätigkeit der britischen Regierung in Ostindien mit spießbürgerlicher Beschränktheit zu verkleinern und zu verdächtigen, desto mehr hat es uns gefreut, daß neulich ein so allgemein geachteter Gelehrter wie Dr. Döllinger in seinem Vortrag über „Garcin de Tassy*) und Indien" einen schönen Beitrag zur Ehrenrettung der Engländer wie zur besseren Würdigung der indischen Verhältnisse geliefert hat. Es sei uns gestattet, aus jenem Vortrag einige Hauptsachen hervorzuheben:

„Das britisch-indische Reich ist ein so außerordentliches Phänomen, es steht so einzig und unvergleichlich da in der Weltgeschichte, daß es den Betrachter immer wieder zum Staunen und zum Nachdenken anregt, über die Mittel und Wege, wie dieser Wunderbau zu Stande gekommen, zu solcher Kraft und Festigkeit gelangt sei." Dr. Döllinger wirft nun einen vergleichenden Blick auf die Ge-

*) Geb. zu Marseille 25. Januar 1794, Professor in Paris, berühmt durch seine Geschichte der hindostanischen Literatur und durch seine Jahresberichte über indische Sprache, Literatur und Leben (seit 1850), hat „50 Jahre lang unverdrossen in Wort und Schrift für die Verbreitung orientalischer Sprach- und Literaturkenntniß, für die Vermittlung des Orients mit dem Occident gewirkt; zahlreiche Schüler sind aus seinem Hörsaal in alle Welt ausgegangen, deren viele jetzt in England und besonders in Indien leben und wirken." Garcin, auch in religiöser Beziehung ein ernster und gewissenhafter Mann, frei von französischem Nationalstolz und Gelehrtendünkel, hat immer ein besonderes Interesse für die evangelische Mission gehabt und in seinen Jahresberichten oft die segensreiche Wirksamkeit derselben hervorgehoben.

schichte dieses Riesenreiches, dessen 240 Millionen Einwohner von einer Kaiserin-Königin regiert werden, die auf einem tausende von Meilen entfernten Eilande wohnt, und das in einer Weise, welche alle ähnlichen Leistungen des römischen Reiches, des Chalifats und anderer Regierungen weit in den Schatten stellt und sich zur Herrschaft der Spanier über unterworfene Völker ungefähr so verhält „wie das Reich des Ormuzd zu dem des Ahriman." Anfangs sei zwar die englische Macht in Indien ohne die englische Sittlichkeit aufgetreten, dies sei aber anders geworden, namentlich seit Beendigung des großen Militäraufstands im J. 1859, als Indien ein Bestandtheil und Besitz der englischen Krone wurde. Dann fährt Dr. Döllinger fort:

„Nirgends wohl gibt es einen Staat, dem in den letzten zwanzig Jahren eine solche Fülle wohlthätiger Reformen und neuer Schöpfungen in allen Zweigen der Verwaltung zu Theil geworden wäre. Erst nach jahrelangen Anstrengungen ist es der Regierung gelungen, den über Indien verbreiteten Geheimbund religiöser Mörder, der Thags, zu zerstören, welche im Dienste der Göttin Durga die Reisenden erdrosselten und mit der Beute sich bereicherten. Die mühevolle Untersuchung und Aufspürung erforderte über 30 Jahre, und erst in jüngster Zeit hat der Prinz von Wales einige dieser gräßlichen Menschen sich vorführen lassen, wobei einer sich rühmte, 67 mit eigener Hand ermordet zu haben. Die Regierung duldet auch nicht mehr, daß der Gott Dschagannath die Menschen zermalme, die sich unter die Räder seines Riesenwagens werfen. Noch vor kurzem wurden von einzelnen nicht-brahmanischen Stämmen Menschenopfer in Menge geschlachtet; die Dörfer, in denen dies geschah, pflegten sich Männer, Frauen und Kinder, die sogen. Merias, dazu zu erkaufen. Britischen Offizieren ist das schwierige Geschäft gelungen, die Herausgabe der Merias und das Unterlassen solcher Opfer durchzusetzen, theils durch Zwang und nach Unterdrückung eines deßhalb ausgebrochenen Aufstandes, theils durch gütliche Unterhandlungen. Ein einziger Offizier, Major Campbell, vermochte in 18 Jahren 1500 dem Opfertode schon bestimmte Menschen zu retten. Nur der ausdauerndsten Wachsamkeit und Energie der britischen Behörden ist es dann möglich geworden, die weit verbreiteten Mädchenmorde und die Wittwen-Verbrennungen abzuschaffen. Dieses Verbot der Satis, und das Gesetz, das den Wittwen eine zweite Ehe gestattet, ward

als Eingriff in das brahmanische Religionswesen gedeutet und zu den Anlässen gerechnet, welche den Sipahi-Aufstand von 1857 hervorriefen; denn das Menschenleben steht für den Hindu tief im Werth unter dem einer Kuh; er würde eher zehn Menschen tödten, als eine Kuh verletzen, und in einer Hungersnoth eher Menschenfleisch als Rindfleisch essen.

„Daß dem Indier so manche Anordnung der englischen Regierung mißfällt und seinem krankhaften Religionsgefühl Anstoß gibt, ist freilich nicht zu vermeiden. Dahin gehören die Pocken-Impfung, die gerichtlichen Eide, das Gesetz, welches dem zu einer anderen Religion Uebertretenden sein Erbschaftsrecht sichert, welches er bis dahin zugleich mit der Ausstoßung aus der Kaste verlor. Als die Regierung eine Bodenvermessung vornehmen ließ, sah das Volk darin eine Erfindung, das ganze Land mit einem Zauberbanne zu belegen. Die Nothwendigkeit, für den höheren Verwaltungsdienst eine Prüfung in England zu bestehen, ist nahezu eine Ausschließung für den Brahmanisten, dem schon eine Meerfahrt und das Leben in einem von Göttern und Heiligthümern entblößten Land als Sünde erscheint.

„Vor 60 Jahren fürchteten sich noch die anglo-indischen Regenten, mehr für das Volk zu thun, als ihm Ruhe und Sicherheit zu gewähren. An Volkserziehung durch Staatseinrichtungen und aus Staatsmitteln wurde noch nicht gedacht. Aber vorzüglich seit der Besiegung des Aufruhrs haben die Lenker der britischen und indischen Geschicke klarer als früher erkannt: daß es der providentielle Beruf Englands ist, nicht bloß, wie ehedem die Römer, regere imperio populos, sondern sie zu erziehen, sie sittlich und geistig zu einem höheren, menschenwürdigeren Dasein emporzuheben. Indien hat nicht etwa, wie der gemeine Wahn sich einbildet, für England ein unmittelbares finanzielles Interesse, es gibt nichts von seinen Einkünften an die Metropole ab; nur die allerdings beträchtliche Summe von 15 Millionen Pfund für Pensionen an ehemalige indische Beamte und Offiziere und für Verzinsung des Eisenbahn-Anlehens fließt alljährlich nach England. Vielmehr wird in finanzieller Beziehung das Reich der Halbinsel für England eine drückende Verlegenheit werden, denn die langen Kriege, der Sipahi-Aufruhr, die periodische Hungersnoth und nun die dringend gewordenen öffentlichen Bauten, Verkehrsmittel und neuen Institute haben Indien

mit einem jährlichen seit 16 Jahren anhaltenden Defizit und einer erschreckenden Schuldenlast behaftet, die im Jahr 1875 schon 130 Millionen Pfund betrug (Contempor. Review 1878, June, p. 441). Die Regierung hat sich gleichwohl dadurch nicht abhalten lassen, nur im Jahr 1876 die Summe von 10 Millionen Pfund (200 Millionen Mark) für Erziehung und öffentliche Bauten zu verwenden. Sie läßt den einheimischen Vasallenfürsten ihr volles Einkommen zu freier Verfügung und gewährt ihnen zugleich die Wohlthat des gemeinsamen Schutzes und Friedens. Die schwerste Last für den Staatsschatz bildet begreiflich die Armee, die ganz aus frei geworbenen Soldaten und britischen, dreifach höher als in der Heimat besoldeten Offizieren besteht; sie ist von Grund aus neu gestaltet, der steten Ergänzung aus den kräftigen kriegerischen Stämmen des Landes sicher und erhebt für Gegenwart und Zukunft das britische Reich zur ersten Militärmacht, überhaupt zur vorwiegenden und maßgebenden Macht im ganzen südlichen und mittleren Asien.

„Das freilich läßt sich nicht behaupten, daß die Engländer in Indien beliebt seien. Sie sind dem Volk eine zu fremdartige Erscheinung, der Berührungspunkte sind zu wenige, und die brahmanischen Hindus der höheren Kasten, wenn sie auch, die Ueberlegenheit der Engländer anerkennend, dieses Volk als eine Incarnation der Gottheit (?) verehren, können doch nicht umhin, diese Fremdherrschaft, deren Dasein schon eine Degradation für sie und eine monströse Verkehrung und Vergewaltigung der göttlichen Ordnung ist, gründlich zu hassen. Wie jener Römer von den Weibern sagte: „Nicht ohne sie und nicht mit ihnen können wir gut leben", so würde etwa der Hindu, was er den Engländern gegenüber empfindet, falls er offen sein wollte, aussprechen. Wohl sehen sie, daß die Regierung ihre Religion selbst in den niedrigsten Formen des Götzendienstes mit aller Achtung und Schonung behandelt und den herkömmlichen Kasten-Vorrechten sorgfältig Rechnung trägt. Gleichwohl haben manche Reformen, die uns die wohlthätigsten und dringendsten erschienen, z. B. das Verbot der Witwenverbrennung und des Kindermords, große Unzufriedenheit erregt. Alle Muhammedaner fühlen sich, da sie früher die herrschende Kirche (!) waren, zurückgesetzt, und haben, wie jeder echte Moslem, daß Bewußtsein, daß nach göttlicher Ordnung ihnen allein die von Ungläubigen usurpirte Herrschaft gebühre. Tiefer noch sitzt dem Brahmanen der Haß der Fremdherrschaft im Herzen; er, der

zweimal geborne, dessen Gebet- und Zaubersprüchen selbst die Götter gehorchen, fühlt, wie sehr sein Ansehen unter englischer Verwaltung gesunken ist und fortwährend sinkt, und muß in jeder auf Erziehung und Hebung des Volkes berechneten Maßregel eine für ihn und seine Kaste Verderben drohende Gefahr erblicken. Bei der Masse des Volkes wirkt in gleicher Richtung der Druck der Abgaben, besonders der Salzsteuer. Aber man fühlt und weiß doch auch, daß an die Stelle der früheren Anarchie und gesetzlosen Unterdrückung unter britischem Scepter Friede, Sicherheit der Person wie des Eigenthums und unparteiische Rechtspflege getreten sind, und daß, wenn England heute seine Hand abzöge von Indien, morgen alles wieder in die alte wüste Barbarei zurücksänke, und die nordwestlichen Stämme sich wieder über den wehrlosen Süden, das Dekkan, raubend und mordend ergießen würden.

„Man darf wohl sagen: die Aufgaben, welche der indischen Regierung durch die Lage der Dinge wie durch den eigenen guten Willen und Vorsatz gestellt sind, nehmen die höchste Anspannung menschlicher Kraft und Einsicht in Anspruch; sie sind zahlreicher, verwickelter, weitaussehender als die irgend eines anderen Staates. Nur wenn, wie bisher, ohne Unterbrechung eine Reihenfolge der vorzüglichsten Männer an der Spitze der Verwaltung und Politik Indiens sich erhält, ist Aussicht auf eine gedeihliche Lösung dieser Aufgaben vorhanden. Bei jedem Schritt aber, den die Behörden thun, stoßen sie auf Hindernisse, welche theils in der sittlichen Beschaffenheit der niederen, ganz aus Eingebornen bestehenden Beamtenwelt, theils in dem blinden Wahn und den Vorurtheilen der Menge, vor allem in der Religion, ihren Grund haben. Umgang zwischen Europäern und Eingebornen ist nicht möglich, denn jeder Europäer gilt dem Hindu als ein Unreiner, dessen Berührung ihn befleckt. Kein Christ darf das Haus eines Hindu betreten. So geschieht es, daß den regierenden Häuptern selbst die offenbarsten im Volksleben vorfallenden Thatsachen lange unbekannt bleiben. Hiezu kommt noch, daß die englischen Oberbeamten, da sie selten die Landessprache genügend erlernen und über ein allzu großes Gebiet gesetzt sind, ganz in den Händen der einheimischen, am häufigsten der Brahmanenkaste angehörenden Unterbeamten sich befinden, die dann im Innern des Landes eine starke Oligarchie bilden und weder durch ein Verwaltungsrecht, das noch nicht existirt, noch überhaupt durch ein festes

Regierungssystem eingeschränkt sind. Eine andere große Schwierigkeit liegt in der Stellung der Centralregierung zu den einheimischen Dynastien und Lehensstaaten.

„Was indeß trotz aller dieser Hindernisse bis jetzt zu Stande gekommen, ist bewundernswürdig, und Garcin, der es Jahr für Jahr verzeichnet hat, hält mit seinem Lobe nicht zurück. Indem die Regierung das Unterrichtswesen nach englischem Vorbilde organisirte, indem sie Preßfreiheit gewährte und die Anstellung im Civildienste von Erlernung der englischen Sprache und einer zu bestehenden Prüfung abhängig machte, erweckte sie Indien aus einem tausendjährigen Schlummer; Garcin führt den Ausspruch eines indischen Autors an: von jetzt an sei Indien nicht mehr das finstere Land, wie es zu heißen verdiente, sondern das leuchtende Land. Das Licht ist allerdings vorerst nur ein erborgtes. Aber die Thatsachen reden doch laut, und der Eintritt eines großen allgemeinen Umschwungs ist, wenn auch großentheils nur Anfänge vorliegen, nicht zu verkennen.

„Uns Deutschen ist auch ein Antheil, und nicht der geringste, an dem großen Werke der Europäisirung Asiens zugewiesen... Als die Orientalen in Schaaren im alten Rom sich niederließen, sagte Juvenal, der syrische Orontes habe sich in die Tiber ergossen: möge man künftig sagen können, daß Rhein und Elbe, daß Donau, Isar und Spree sich in den Ganges und Indus ergossen hätten; ich meine, daß deutsche Wissenschaft, deutsche Literatur den ihr gebührenden Antheil an der Erleuchtung, der geistigen und sittlichen Regeneration des großen indischen Volkes erlangt haben. Bis jetzt sind es fast nur englische Werke, welche die Hindus für sich übertrugen; möge die Zeit nicht allzu ferne sein, wo auch deutsche Geisteserzeugnisse von indischen Brahmanen gelesen und gewürdigt werden, und möge dann ihre Auswahl nicht Giftpflanzen, sondern die edlen, nahrhaften und heilkräftigen Gewächse unseres Literatur-Gartens treffen!“ *)

*) Wir kennen einen „indischen Brahmanen“, der deutsche Werke, wie die „Heilige Geschichte“ von Kurtz u. v. A. in die Sprache seines Volkes übersetzt hat. Vielleicht würde Dr. Döllinger staunen, wenn er wüßte, wieviel der edelsten Geistesschätze Deutschlands durch die evang. Mission bereits den Hindus theils direkt durch Deutsche, theils indirekt durch mehr oder weniger mit deutscher Theologie bekannte Schotten und Engländer ist zugänglich gemacht worden. (Fortsetzung folgt.)

Ein Blick auf Indien.

Von Th. K.

(Fortsetzung.)

c. Die Unterthanen.

Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß Engländer und Hindus trotz langer Bekanntschaft einander so fremd bleiben wie Oel und Wasser. Wer in Indien auch nur ein wenig sich umgesehen hat, der weiß, daß eine tiefe Kluft die Herrscher und die Beherrschten von einander trennt, eine Kluft, die seit dem Aufstand (1857) noch tiefer geworden und immer schwerer zu überbrücken ist. Jede größere Stadt legt davon Zeugniß ab schon dadurch, daß die europäischen Wohnungen in einem besonderen Quartier liegen, das von den Wohnstätten der Eingebornen ganz abgesondert ist. Bezeichnend ist es ferner, daß man in Bahnzügen fast niemals Europäer und Eingeborne in demselben Wagen beisammen findet. In Südindien, besonders Madras, scheint die Verschmelzung der beiden Nationen noch viel weiter zurück zu sein, als in Bombay und Kalkutta. Es ist sogar die Wahrnehmung gemacht worden, daß, je länger ein Distrikt unter englischer Verwaltung steht, desto mehr derselbe die Engländer hinwegwünscht, wohl darum, weil der traurige Zustand, in welchem die Eroberer das Land fanden, je länger je mehr von den Eingebornen vergessen wird und daher die Dankbarkeit für englische Wohlthaten nicht zu-, sondern abnimmt. In den Theilen der Madras-Präsidentschaft, die am längsten englisch sind, vermag die Bevölkerung, die von den Leiden ihrer Vorfahren kaum mehr eine Ahnung hat, an den Engländern nichts Gutes zu entdecken. Die Mehrzahl des gedankenlosen Volkes wünschte lieber von einheimischen, selbst schlechten Fürsten regiert zu sein, als von den unnachgibigen, unbestechlichen, aber auch ungemüthlichen Engländern.*)

*) Im „Deccan Star", einem von Hindus redigirten Sonntagsblatt, hieß es neulich: „Wir wünschen nicht, daß die Weißen mit uns umgehn, mit uns beten, mit uns essen. Die Weißen besitzen keine der Eigenschaften, die

Regierungsgebäude in Kalkutta.

Copyright 4/1999 YxyMaster GmbH www.yxymaster.com VierFarbSelector Standard* - Euroskala Offset